

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 1 (1925)

Heft: 4

Artikel: Der Herr Professor

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-833577>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER HERR PROFESSOR

von RHOBALD

Das Kupee zweiter Klasse war so stark besetzt, daß eigentlich sehr schnell hätte eine wärmere Stimmung herrschen können, zumal da gut geheizt war. Aber, je vornehmer die Leute sind, desto unbedingter halten sie es für unfein, fremde Menschen anzusprechen, und es waren sehr feine Leute im Abteil. Sehr fein war zum Beispiel der dicke Herr mit dem glattrasierten Schädel und dem breiten, rosigen Gesicht, im ganz neuen Reiseanzug aus englischem Tweed, mit Kniehosen, Strümpfen und hellgelben Schuhen, mit der breiten goldenen Uhrkette, den Brillantringen an den beiden kleinen Fingern, der dicken Zigarre im Mund. Er schwieg infolgedessen. Seine neben ihm sitzende Gattin, deren Formen an weichen Camemberts erinnerten und aus dem dunkelblauen Tuchkostüm und der hellen Seidenbluse hervorzurollen schienen, hielt mit ringbedeckten Fingern ihre goldene Tasche auf dem Schoß und konnte aus dem gleichen Grunde nicht diejenige sein, die zuerst sprach. Außerdem war sie anderweitig beschäftigt: sie machte mit halbgeschlossenen Augen Mundbewegungen, die zeigten, daß sie ein Praline ins Jenseits beförderte. Die schicke Tochter mit dem hellblonden Pagenkopf und einem Gesicht, das in einem unzufriedenen Ausdruck erstarrt war, trug ein seidenes Tut-ench-amun-Kleid. Auch sie war sehr fein, daß ihr nicht zugemutet werden konnte, jemand anzureden. Sie las einen Roman und knabberte an einem Stück Schokolade. Der Sohn, ebenfalls in hellem Tweed mit Kniehosen, zeigte schon durch sein Monokel, daß er auf einer Höhe stand, von der aus gesehen andere Menschen nur existieren, wenn sie so hübsch und elegant waren, wie die junge Dame ihm gegenüber, die er aber in Gegenwart seiner Eltern natürlich nicht ansprechen konnte und die offenbar nicht daran dachte, daß irgend jemand von ihr erwarten könnte, sie werde mit fremden Leuten reden. Den beiden Herren, die nebeneinander saßen, der eine rauchend, der andere im Halbschlaf, sah man an, daß sie in der Wahl ihrer Papiere vorsichtig waren und daß ihnen an einem Gespräch erst etwas liegen würde, nachdem das Diner vorüber war. So weit stimmten die Insassen des Abteils merkwürdig gut überein. Aber in der Ecke an der Tür saß einer, der aus einer anderen Welt kam. Ein älterer Herr, glattrasiert, grauhaarig, im schwarzen Anzug, dem man ansah, daß es derjenige war, den er den *«guten»* zu nennen pflegte. Er trug Umlegekragen aus der Vorzeit, als Uhrkette eine schwarze Seidenschnur, Röllchen mit großen runden, bei jeder Bewegung klappernden, elfenbeinernen Manschettenknöpfen. Stock und Schirm, zusammengebunden, lagen über ihm im Netz. Sein Gepäck, eine große, schwarze Handtasche, nahm sich unter den hochgelegten hellen Lederkoffern der übrigen Herrschaften aus, wie jemand, der in Gummiwäsche und Zugstiefel einen Ballsaal betritt. Und dieser rüthrend vorsinflutliche Mann strahlte aus blauen Kinderaugen hinter den Gläsern seiner Stahlbrille eine solche Lebensfreude, ein solches Wohlwollen mit der ganzen Welt aus, daß man ihm das unendliche Vergnügen an der Reise ohne weiteres ansah. Er hatte in einer Zeitung gelesen. Nun ließ er das Blatt sinken, holte aus der tiefen Hintertasche seines schwarzen Rockes ein eingekauftes Butterbrot heraus, biss hinein und kaut so vergnügt, daß der ihm gerade gegenüberstehende Herr mit den Brillantringen, der seine dicke Zigarre beendet hatte, ebenfalls Appetit bekam, einer eleganten, hellen, kleinen Handtasche ein Sandwich und eine silberne Flasche entnahm und dem Beispiel des schlichten Fremden folgte. Und nun ward das unbehagliche Schweigen gebrochen. Mit strahlendem Blick nickte der schlichte Herr seinem Gegenüber zu und fragte: «Schmeckt's?» Das war so lachend — freundlich gesagt, daß der Angeredete einen Moment lang seine Feinheit vergaß und kräftig erwiderte: «Na ob!» Er erschrak zwar sogleich über diesen Beweis von Unfeinheit, zumal da ihm seine Tochter einen strafenden Blick zuwarf, aber es war nur einmal geschehen. Und schon sprach der schlichte Fremde weiter: «Ja, es ist etwas zu Schönes, so in die Welt hinaus zu reisen. Und noch dazu nach dem Süden! Sie reisen doch auch nach Italien? Natürlich! Wer reist denn heute nicht nach Italien, wenn er's machen kann?» Er hatte sein Brot aufgegessen, wischte sich mit dem Papier den Mund ab und fuhr behaglich, in lehrhaft getragenen Tone fort: «Vor langen Jahren, als junger Mann, bin ich einmal dort gewesen und seitdem nicht wieder. Aber es war stets meine Sehnsucht, noch einmal nach dem Süden zu pilgern, und endlich kann ich diese Sehnsucht stillen. Ich habe mir das Geld so nach und nach zusammengespart, und so kann ich es denn unternehmen! — er lachte alle der Reihe nach strahlend an — und ich werde alle die

schönen Städte wieder besuchen, wo ich einst geweilt habe. Wie benaide ich Sie, mein lieber junger Mann, er strahlte den jungen Herrn an, so daß dieser unwillkürlich das Monokel fallen ließ, «daß Sie unter solch angenehmen Verhältnissen diese Reise machen können! Ich bin damals sehr sehr einfach gereist, meist zu Fuß! Aber es war auch sehr schön!»

Zuerst hatten alle erstaunt aufgeblickt. Der junge Herr hatte versucht, die fremde junge Dame zu einem gemeinsamen Lächeln über den sonderbaren Kauz zu veranlassen, es war aber vergebens gewesen. Die beiden nebeneinander sitzenden Herren lächelten, das Ehepaar lächelte, der Mann zuerst, schließlich sogar auch

begeisterten Italienfahrers die Insassen dieses Abteils, obwohl keiner feine Leute, in einen Zustand allgemeiner Gemütlichkeit versetzt wurden, der ohne die Anwesenheit eines gesellschaftlich so völlig unmöglichen Menschen nicht hätte auftreten können. Man machte einander auf die Schönheit der Gotthardfahrt aufmerksam, während der Fremde vor Entzücken nicht mehr stillsitzt konnte und bald im Gang in einer Gruppe anderer Reisenden stand, mit denen er plauderte, als kenne er sie seit Jahren. Dabei war er die verkörperte Hilfsbereitschaft. Er tröstete das kleine Töchterchen der Bremer Familie im Nachbarteil, das, von der langen Fahrt übermüdet, zu weinen begann, indem er



Bundesrat Dr. Haab
vollendete gestern sein 60. Lebensjahr

Phot. Keller

Zu seinen Ehren veranstaltete seine Heimatgemeinde Wädenswil, der er als Gemeindepräsident vorgestanden hat, eine Feier, bei welcher Anlaß dem verdienten Magistraten zahllose persönliche Glückwünsche für seine Tätigkeit in der obersten Landesbehörde dargebracht wurden

seine Gattin, als der Fremde fortfuhr, alle der Reihe nach unwiderstehlich freundlich, mit soviel wohlwollender Güte anzublicken, und erzählte, wie er sich zu dieser Reise — «es wird wohl meine letzte sein», schob er lächelnd ein — vorbereitet, wie er sich aus der Bibliothek den Baedeker und alle Handbücher über Italien gelesen und sogar seine italienischen Sprachkenntnisse aufgefrischt habe. «Und währenddessen habe ich jeden Monat etwas in meine Reisekasse legen können, ein ganzes Jahr lang, und jedesmal, wenn ich das Geld gezählt habe, habe ich mich auf die Reise gefreut, ja, ja,» er nickte, «wer so reich ist, daß er nach Italien reisen kann, wann er will, der empfindet diese Vorfreude gar nicht, ich habe also viel mehr von meiner Italienfahrt!» Und er lachte so herzerquickend, daß auf einmal alle mitlachten, so erstaunt sie vorher über diesen merkwürdigen Menschen gewesen waren, und im Handumdrehen herrschte im Abteil eine herzliche und harmonische Stimmung. Sogar der junge elegante Herr freute sich. Aber hauptsächlich deshalb, weil er nun ungestümen die junge elegante Dame ansprechen und die Unterhaltung mit einem leisen «ein origineller Kerl!» beginnen konnte.

So waren durch die Erzählung dieses naiv-

es auf den Schoß nahm und ihm von Lawinen und Gletschern erzählte. Er hob einer alten Dame den schweren Handkoffer aus dem Gepäcknetz und brachte ihn wieder darin unter, nachdem sie ihre zweite Brille daraus hervorgezogen hatte. Dann saß er inmitten einer anderen Reisengruppe, und man hörte seine fröhliche, herzliche Stimme und sein klingendes Lachen. Als man in Lugano ankam, war er in dem ganzen Wagen bekannt, und die Aussteigenden verabschiedeten sich von ihm in freundschaftlicher Weise.

Unermüdlich half er Koffer und Handtaschen herausreichen, überall schüttelte er Hände und wünschte eine glückliche Reise. Chiazzo! Er nahm Handtasche, Stock und Schirm und stand bald inmitten der feinen Familie im Gedränge der Zollhalle. Die dicke Dame hatte eine furchtbare Angst vor der Revision. Er lachte tröstend und sagte, das sei gar nicht so schlimm. Er half ihr und den übrigen, die Koffer und Handtaschen zu öffnen, sprach mit den Zollbeamten italienisch, machte Scherze und alles ging glatt vorüber. Als man wieder im Zuge saß, plauderte die ganze Familie mit ihm, wie mit einem alten guten Bekannten. Es war das erstmal, daß sie die Grenze des Vaterlandes überschritten hatten. Lebhaft begann der dicke Herr zu erzählen: «Vor dem Kriege», er unterbrach seine

Rede, denn seine Gattin warf ihm einen Blick zu, der ihn verhinderte, allzu offenherzig zu bekommen, daß er sich vor dem Kriege eine solche Reise nicht hätte leisten können. Natürlich saß man mittags im Speisewagen an einem Tisch. Die feine Familie hieß Roßkämpfer, «Professor Müller» hatte sich der Fremde vorgestellt und sogleich eingehend erzählt, daß er Privatgelehrter sei. «Mein seliger Vater war ebenfalls Privatgelehrter. Er hat das bekannte Werk über die Sprache der Inkas geschrieben. Sie werden es wohl nicht kennen. Ich arbeite zur Zeit an einer vergleichenden Darstellung der Systeme der Moralphilosophie. Von meinem Vater habe ich die Neigung für ein stilles, bescheidenes Gelehrtendasein geerbt. Wenn man so zurückgezogen lebt, wie ich, ist eine solche Reise ein großes Erlebnis. Selbst ein Mittagessen im Speisewagen ist ein Ereignis!» Und er rieb sich behaglich die Hände, im Vorgefühl des Genusses. Unter heiterem Geplauder und während der junge Herr Roßkämpfer in der guten Laune, die einige Gläser guten Chianti erzeugten, den Professor ein wenig aufzog, was dieser mit gutmütigem Lachen hinnahm, fuhr man in die lombardische Ebene hinaus, und als man gegessen hatte, tauchten bald die Industrieteiche in der Umgebung der lombardischen Hauptstadt auf. Es stellte sich heraus, daß die Familie Roßkämpfer im gleichen Hotel Zimmer bestellt hatte, wie der Professor.

Mit einem strahlenden «Guten Morgen» begrüßte der Professor den freundlichen Portier und schritt in die Mailänder Frühlingssonne und das Getriebe und Getüse des Domplatzes hinaus. Auf hundert Schritt war er als deutscher Gelehrter der vorigen Generation zu erkennen, an seinem ehrbaren schwarzen Rock, der Brille, dem grauen Gelock im Nacken, dem Schlapphut und dem Regenschirm. Behaglich schlenderte er durch das Menschen gewimmel der Kolonnaden, am Victor-Emanuel-Denkmal vorüber, zwischen den den Platz unaufhörlich umkreisenden Trams hindurch, nach der Galleria. Neugierig betrachtete er die eleganten Läden, mit freundlichem Interesse musterte er die Fremden, und wo er die deutsche Sprache hörte, lächelte er wohlwollend und trat näher. Bald war er im Gespräch mit einer Gruppe, die ratlos und aufgereggt nach einem Lokal suchte, und wies den dankbar sich Verabschiedenden den Weg. Dann interessierte ihn ein Streit, den ein Zeitungshändler mit einem anderen schreidend austrug, und mitten in der neugierig andrängenden Menge verfolgte er die Auseinandersetzung. Heiter angeregt setzte er seinen Weg fort. Eine bewegte Gruppe, die sich vor dem Hauptportal des Domes gebildet hatte, erregte sein Interesse. Ein eleganter Herr fuchtelte aufgereggt mit den Händen, ein Polizist stand achselzuckend vor ihm, Menschen strömten herbei. Aufmerksam hörte der Professor, hinter dem erregten Fremden stehend, zu: «Mir ist mein goldenes Zigarettenetui gestohlen worden!» rief dieser. Der Professor stellte ein paar Fragen an den erregten Landsmann, an den Polizeibeamten, verdolmetschte dem einen, was der andere sagte, und war so auf einmal der Mittelpunkt des Vorgangs. «Denken Sie sich,» rief der Fremde, «ich gehe in den Tabakladen in der Galleria, kaufe mir Zigaretten, fülle mein Etui, und als ich hier an den Dom komme und mir eine anzünden will, ist mein Etui verschwunden! Entweder in der Galleria oder auf dem Wege hierher ist es mir gestohlen worden!» Erregt griff er plötzlich in die hintere Hosentasche und schrie förmlich: «Um Gottes willen, mein Portemonnaie ist auch weg!» Der Professor half dem Polizisten, Namen und Adresse des Fremden aufzufinden, dann sagte er zu diesem: «Sie müssen sehr vorsichtig sein im Gedränge dort drüben, jeden Tag werden Fremde bestohlen.» Er lächelte: «Ich wünschte, mir könnte etwas so Kostbares gestohlen werden, aber mir kann niemand etwas nehmen, aus dem einfachen Grund, weil ich nichts habe, mein läbliches Geld gebe ich stets dem Hotelier zum Aufbewahren und nehme nur das Notwendigste mit.» Bald schlenderten die beiden, die einander unter solch sonderbaren Umständen kennen gelernt hatten, in eifrigem Gespräch den Corso entlang. Der Professor machte den Vorschlag, ein Glas Wermuth zu trinken. «Ja, aber mein Geld, ich muß erst ins Hotel,» sagte, noch immer erregt, der Bestohlene. «Aber, machen Sie mir armen Gelehrten doch die Freude, einen offenen reichen Herrn zu einem Glas Wermuth einzuladen,» lachte der Professor. «Ich nehme an, aber unter der Bedingung, daß ich mich reuevanchieren darf!» erwiderte jener. So betraten sie wie gute Freunde eine der unzähligen Bars des Corso.

Mit behaglichem Bummeln und aufmerksamer

(Fortsetzung Seite 6.)

Fortsetzung von Seite 3.)
Beobachtung des Straßenlebens verbrachte der Professor ein paar Tage in der lombardischen Hauptstadt. Immer strahlend fröhlich und hilfsbereit, war er für alle Landsleute, mit denen er im Hotel oder draußen in Berührung kam, wie ein guter Onkel. Er machte den Dolmetscher, den Führer in und auf dem Dom, in der Brera, in der Ambrosiana, oder bei dem Ausflug nach der Certosa, er erklärte, schlichste Schwierigkeiten, die sich für Neulinge ergaben, warnte die Damen vor den geschickten internationalen Langfingern, die es auf die Handtaschen abgesehen hatten, und las abends in der Halle die Zeitungsnachrichten vor, die seine Mahnmahnen zur Vorsicht mit den Erzählungen von der eifigen Tätigkeit der Diebe im diesjährigen ungeheuren Fremdenandrang bestätigten. Lächelnd verkündete er seine Philosophie des Bedürfnislosigkeit. «Ich kann mich alles Schönen und Interessanten, das ich sehe, so recht erfreuen, weil ich nichts besitze. Was ich bei mir habe, ist noch keine zweihundert Lire wert. Sie, gnädige Frau,» wandte er sich an die dicke Frau Rößkämpfer, die im vollen Glanze ihrer Juwelen strahlte, «tragen ein Vermögen an sich. Ihre Perlenkette, Ihre schönen Ringe, Ihr Brillanhänger sind sicher eine große Summe wert! Wie viele Sorgen für Sie, ob Sie sie tragen oder droben im Koffer liegen haben! Sie haben doch sicher keine ruhige Stunde?» — «O nein,» lachte die dicke Dame, indem sie unwillkürlich wie liebkosend ihre kostbaren Ringe betrachtete, «ich passe schon auf. Und im Koffer lasse ich meinen Schmuck schon gar nicht. So leicht mache ich es den Dieben denn doch nicht!» Wichtig und unwillkürlich etwas leiser vertraute sie dem Professor an? «Wenn ich die Sachen nicht trage, sind sie in meiner Schmuckschatulle, und die Schatulle verstecke ich im Zimmer. Ein Dieb würde den Koffer öffnen und die Schubladen durchsuchen, aber an mein Versteck würde er nicht denken!» Und sie nickte befriedigt. «Sie sind eine kluge Frau!» sagte der Gelehrte anerkennend und fügte mit einer etwas altmodischen galanten Verbeugung hinzu: «Man kann ja freilich nicht von einer schicken, eleganten Frau verlangen, daß sie darauf verzichte, sich würdig zu schmücken.»

«Hahaha,» lachte ihr Gatte, «unser verehrter Professor wird galant!» Alle lachten, am meisten der Professor selber.

Als er am nächsten Morgen das Frühstückszimmer betrat, fand er die Familie Rößkämpfer, den Hotelbesitzer, den Oberkellner, den Portier, zwei Zimmermädchen und zwei eifrig fragende und Notizen machende Herren in einer Gruppe voller Erregung, aus der lautes Weinen der dikken Frau, nicht minder lautes Schimpfen und Fluchen ihres Gatten, stürmisches Durcheinanderreden des Personals, in einem unverstehlichen Gewirr von Tönen erscholl. Rasch trat er näher. «Um Gotteswillen, was ist denn passiert, meine lieben Freunde?» rief er aus. «Ach Gott, ach Gott!» schluchzte die dicke Frau und warf sich fassungslos dem Professor an die Brust. «Hätte ich doch auf Sie gehört! Mein Schmuck...» — «Ihr Schmuck,» warf der Professor fragend ein, «er ist doch nicht...» — «Weg!» schrie Herr Rößkämpfer dazwischen. — «Gestohlen! Die Schatulle...» — «Die Schatulle,» rief Frau Rößkämpfer, sich hatte sie in der Kommode unter der Wäsche, der Dieb muß während des Dinners, oder gar während wir schliefen, eingedrungen sein...» — «Um Gotteswillen, Sie Aermstel!» rief der Professor und legte väterlich tröstend den Arm um die umfang-

reichen Schultern der fassungslos Schluchzenden. «Hätten Sie doch auf meine Warnungen gehört! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie leid es mir tut, daß Sie so Schreckliches erleben müssten! Aber trösten Sie sich, die hiesige Polizei ist so töricht, man wird den Dieb fassen!» Er schüttelte den Bestohlenen tiefbewegt die Hände. «Wenn ich etwas für Sie tun, wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann, verfügen Sie ganz über mich!» Er sprach mit den Beamten, stellte selbst Fragen an das Personal und zeigte sich so freundschaftlich besorgt, daß das Ehepaar ihm gerührt dankte. «Glauben Sie wirklich, daß

nen Frau: «Weine nicht mehr, Meta, entweder du bekommst den Schmuck wieder, oder einen neuen. Leute wie wir lassen sich durch so was nicht unterkriegen!» — «Recht so!» lächelte der Professor, «beruhigen Sie sich, verehrte gnädige Frau, Sie werden auch fernerhin nicht schmucklos durchs Leben wandeln. Aber nicht wahr, das versprechen Sie mir — und er holt warnend den Finger, «künftig sind Sie vorsichtiger!» — «Ja, ja,» sagte die dicke Dame mit einem letzten, schluchzenden Seufzer.

Abends feierte man Abschied. Der Professor wollte am anderen Morgen weiterreisen. Es

aus seinem Leben, in komischen Schilderungen seines Junggesellendaseins daheim, im Preis seiner Lebensweisheit, die darin gipfelte, aus den bescheidensten Mitteln das größte Behagen zu ziehen. Die Zuhörer, elegant, ersichtlich alle mehr als wohlhabend, wie ihre Kleidung, ihre Erzählungen von ihren Wohnungen, Geschäften, Beziehungen bewiesen, hörten mit größtem Vergnügen der Predigt dieses modernen Diogenes zu, der der Fröhlichste von allen war und mit seinen strahlenden Blicken, lebhaften Worten, seinem herzhaften Lachen eine unwiderristliche Fröhlichkeit ausströmte. In später Stunde wanderte man um den Dom herum, ins Hotel zurück, der Professor mit einer Dame an jedem Arm, deren jeder er ein galantes Kompliment uns andre zu machen wußte.

In einem der Frühzüge saß, wieder in der Ecke eines überfüllten Kupees, zwischen eleganten Fremden, der Professor im schwarzen, altmodischen Anzug, mit Stahlbrille, Röllchen mit klappernden eisenbeinernen Knöpfen, die schwarze Handtasche, sowie Stock und Schirm über sich im Netz. Eifrig und sorgfältig las er die Morgenblätter und ein freundliches Lächeln umspielte seine Lippen, das hin und wieder von einem herzlichen Lachen abgelöst wurde. Als er die Lektüre beendigt und die Blätter weggelegt hatte, dauerte es nicht lange und er war im heitersten Gespräch mit einer deutschen und einer englischen Familie, die das Kupee teilten. Hilsbereit, galant und von herzlichster Freundlichkeit leistete er den Damen kleine Handreichungen, verdeckte dem Bahnbeamten die Wünsche der Reisenden und wieder strömte von ihm so viel Seelengüte und Menschenliebe aus, daß die Fremden nach zwei Stunden mit ihm sprachen, als kannten sie ihn seit Jahren. Er versetzte das englische Ehepaar in Heiterkeit durch die Schilderung seiner Erlebnisse als junger Gelehrter bei der Aufführung einer Arbeit im British Museum.

(Schluß folgt)



Frauenschönheit
Der Typus des englischen Girl: Die Filmschauspielerin Colette Brettel

Pres-Photo

Was eine Frau sein und nicht sein soll

Vor kurzem wandten sich einige englische Frauenrechtsaktivistinnen an Rudyard Kipling mit der Bitte, sich einmal darüber zu äußern, wie nach seiner Meinung die normale Frau sein soll. Der Dichter hat in folgenden launigen Worten die positiven und negativen Grenzen der Eigenschaften der normalen Frau mit dichterischer Freiheit umschrieben: «Es gibt drei Dinge, die nach meiner Meinung die Frau, die mit häuslichen Talenten körperliches und seelisches Gleichmaß verbindet, auf der einen Seite besitzt und auf der anderen Seite entbehren soll. Sie soll der Schnecke gleichen, die nur selten ihr Haus verläßt, sie soll andererseits aber auch wieder nicht wie die Schnecke ihr ganzes Hab und Gut auf dem Rücken herumtragen. Sie soll sich ferner an dem Echo ein Muster nehmen, das nur spricht, wenn es gefragt wird. Dagegen soll sie dem Echo nicht darin gleichen, daß sie stets das letzte Wort hat. Endlich soll sie in ihrem Tun und Handeln die Regelmäßigkeit und Exaktheit einer guten Turmuhr zeigen, sie soll ihr aber nicht darin gleichen, daß sie diese Tugenden ununterbrochen der ganzen Stadt verkündet.»

ANNONCEUR: RUDOLF MOSSE, ZÜRICH U. BASEL
sowie sämtliche Filialen

OLYMPIA

Die neuen, beliebten Stumpen

CIGARRENFABRIKEN
EICHENBERGER & ERISMANN
BEINWIL AM SEE

Kataloge
in
Tiefdruck
liefern
in sorgfältiger
Ausführung
die

GRAPHISCHEN
ETABLISSEMENTE
Konzett & Co.
ZÜRICH

NUSSGOLD
Butterhaltiges Kochfett
ist noch besser!
erhältlich